

Zwischen stiller Hilfe und lautem Protest

Auf der Kanareninsel El Hierro treffen Fluchtrealität und Urlaubsidylle aufeinander. Rund 47000 Menschen sind hier im vergangenen Jahr in kleinen Booten aus Westafrika angekommen. Das Dorf La Restinga zeigt sich solidarisch – aber wie lange noch?

Eine Reportage von Teresa Liesenfeld



Tauchtourismus und Seenotrettung: Seite an Seite im Hafen von La Restinga auf El Hierro.

Manoel Soares, der eigentlich anders heißt, sitzt im Apartment mit Hafenblick. Doch von Urlaubsstimmung ist er weit entfernt. Draußen ist es dunkel, nur die Lichter der Hafenpromenade sind zu sehen. Er versucht zu entspannen, seit Tagen schon, doch die Anspannung bleibt. Ständig erwartet er, dass sein Handy klingelt, er gerufen werden könnte, um jetzt, eigentlich zur Schlafenszeit, auf das dunkle Meer hinauszufahren. Soares gehört der Crew der spanischen Seenotrettung an. Hier in La Restinga ist er für ein paar Wochen eingewetzt – und zählt die Tage bis zu seiner Abreise.

Nur ein paar Meter weiter ist die Terrasse der größten Bar des Dorfes, direkt an der Hafenpromenade, prall gefüllt. Gruppen junger Menschen sitzen um Tische voller Gläser und Bierflaschen. Die Musik ist laut. Eine Frau Anfang 30 versucht, beim Karaoke singen die Töne zu treffen. Ihre Stimme und der dumple Bass sind im ganzen Hafen zu hören. Im Hintergrund Rufe, Lacher, zwischendurch wird der Refrain von allen Seiten mitgesungen.

Ältere Männer mit sonnengegerbter Haut sitzen vereinzelt auf Bänken und schauen in die dunkle Hafenbucht. Es ist 22.45 Uhr, als Manoels Handy klingelt. Ein neues Boot wurde geschickt, einige Meilen vor der Küste. Jetzt heißt es Schuhe anziehen und schnell los, zur Mole. Umziehen, rasch in die weißen Overall schlüpfen, Helm an. Bis das orange Rettungsschiff der spanischen Seenotrettung den Hafen verlässt, dauert es nur Minuten. Denn jede Minute Verzögerung kann Leben kosten.

Eine Dreiviertelstunde später fährt das Rettungsboot wieder in den Hafen ein. Daneben, ganz dicht, gleitet ein winzig ausschendes Fischerboot. Cayucos werden sie hier genannt, bunte, meist offene Boote, mit denen normalerweise vor den Küsten Westafrikas gefischt wird. Köpfe sind aus der Mitte des Bootes zu sehen, 20, 30, viele. Ein paar Menschen sitzen auf dem Rand des Bootes, die Füße und Beine nach innen gestreckt. Flutlicher erhellen das dunkle Wasser an der Mole, ein Schweiß von Türlin, der das nächtliche Szenario des unliegsamen Wassers

durchstreift. Vier Tage vor das Cayuco auf dem Atlantik unterwegs, hat rund 1000 Kilometer zurückgelegt. Jetzt trennt es nur noch das knallorangene Rettungsboot der spanischen Seenotrettung vom europäischen Festland. 66 Menschen gehen in dieser Nacht von Bord. 62 Männer, 4 Frauen, 66 Einzelfischkale. 66 glückliche Überfahrten. Ein Mann ist so schwach, dass er mit einem Rollstuhl in einen der Container des Roten Kreuzes gebracht wird, die sich im Hafen aneinanderreihen. Ins Krankenhaus muss heute Nacht niemand. Während die schrillen Karaoke-Stimmen von der Hafenpromenade herüberschallen, können Soares und der Rest der Rettungscrew aufpassen. Wenigstens für den Moment.

Der schlimmste Ort zum Arbeiten

Hier in La Restinga, dem 500-Seelen-Dorf, sind im vergangenen Jahr die meisten der rund 47000 Migrantinnen angekommen, die 2024 die Kana-

ren erreicht haben. 24003 waren es laut der spanische Nachrichtenagentur EFE, die die Daten von Gesundheitsdiensten, Notfalldiensten und staatlichen Behörden ausgewertet hat. Sie kommen in diesen kleinen Fischerbooten, dicht gedrängt, die meisten von ihnen stammen aus Gambia, Mali, Mauretanien, Senegal, aus Guinea-Bissau und Guinea. Je nachdem, woher sie kommen, wie der Wind steht, wie ruhig oder unruhig das Meer ist, kann so eine Überfahrt länger dauert als erhofft, reicht der Wasservorrat nicht, erzählt Alejandro Farfán Betas, Kapitän des Rettungsschiffs. „Wenn sie Salzwasser trinken, dann drehen sie durch. Wenn wir dann mit dem Rettungsboot ankommen, wollen sie alle auf einmal da rein. Und dann kann es passieren, dass die Schwächsten im Boot zertreten werden, dass sie im Wasser, das am Boden des Fischerbootes steht, ertrinken.“

Es sind bittere, grausame, belastende Geschichten, die die Seenotrettungen erzählen. Sie alle haben welch andere Davor, keine Zukunftsperspektive zu haben. Viele Cayucos werden nie europäischen Boden erreichen. Sie gehen verloren, treiben auf dem offenen Ozean herum und tauchen manchmal wieder auf, etwa vor der Küste Brasiliens. Leer.

Durch die Reibung bekommen sie Wunden, Geschwüre und vor allem Unterkühlung“, erzählt ein Mitarbeiter des Roten Kreuzes.

Die Dorfbewohnerinnen bekommen von all dem normalerweise wenig mit. Sie sehen die Boote ankommen, Menschen aussteigen, abends und nachts sieht man durch die erleuchteten Fenster der Container des Roten Kreuzes, wie sie, alle in die gleichen roten Decken gehüllt, versorgt werden. Dann kommt der Reisebus, um sie ins Ziellager im Landesinneren zu fahren. Nach maximal 72 Stunden werden sie in die großen Lager auf den anderen Inseln gebracht.

Der Morgen nach der nächtlichen Ankunft. Das rot-weiße Cayuco, das gestern Nacht seine längste Reise hinter sich gebracht hat, liegt, an Land gezogen und großzügig eingezäunt, auf der Seite. Es ist bereits leergeräumt. Kleidung, Rucksäcke, einzelne Sandalen, blaue Tonnen mit Trinkwasser – alles ist schon entfernt. Ein Mann in weißem Ganzkörperanzug fängt an, das Boot zu versorgen. Obwohl man den Lärm, den Staub und den Geruch, die bei der Zerklönerung der Boote entstehen, nur in unmittelbarer Nähe wahrnimmt, sorg genau das für Unmut in La Restinga.

„La Restinga sagt Basta“, steht auf einem der selbst gebastelten Schilder der etwa 80 Demonstrantinnen, die sich an der Hafenpromenade zusammengefunden haben. „Nein zur Besetzung der Mole“, „weniger reden, mehr verriegeln“ und „La Restinga ist keine Mülldeponie“. Die lokale Presse ist da, aus einem Lautsprecher tönen die Forderungen der Demonstrantinnen. „Wir demonstrieren in erster Linie dagegen, dass unser Dorf so beeinträchtigt wird“, erzählt Regula, Schweizer Rentnerin, die seit acht Jahren hier im Dorf lebt. „Diese Zone war Spaziergelande“ – sie zeigt auf den hinteren Teil der Hafennole, wo die Container des Roten Kreuzes stehen – „man hat hier gebadet im Sommer, überall hier, wo Treppen sind, jetzt ist alles abgesperrt.“

Es ist die erste Demonstration gegen den Umgang mit der Migration auf El Hierro. Angefangen hat alles während der Corona-Pandemie, in der die ersten Boote aus Westafrika hier ankamen. Sie kamen unerwartet, tauchten manchmal einfach hinter der Hafennole auf. Die überraschten Dorfbewohnerinnen halfen, bei Tag und Nacht, mit Decken, Wasser, Essen. Heute, vier Jahre später, sind auch einige von ihnen bei der Demonstration dabei. „Gestank,

RECHERCHE

Teresa Liesenfeld ist Stipendiatin der Karl-Gerold-Stiftung. Diese wurde von dem langjährigen FR-Herausgeber und Chefredakteur Karl Gerold gegründet und verleiht Fördergelder und Reisestipendien an Nachwuchsjournalist:innen.

Weitere Informationen finden Sie auf karl-gerold-stiftung.de

Schmutz, konstanter Lärm. Der Staub, wenn täglich Boote hier im Hafen zersagt werden“, erzählt Regula. „Wenn man im Frühstückscafé sitzt und hunderte Menschen ankommen sieht, ist das eine traumatische Erfahrung. Wir haben uns langsam daran gewöhnt, aber wenn man als Tourist hier ist, dann ist das verstörend.“

Auch an den Containern auf dem Kai stören sich die Dorfbewohnerinnen immer mehr. Ein bisschen Lärm, ein bisschen weniger Raum zum Spazieren – wiegt das denn die Humanität, das möglichst wirkellose Einpaßnehmen von Menschen auf, die diese Überfahrt auf sich nehmen, mit der hohen Wahrscheinlichkeit, dabei zu sterben? So ist es laut Schätzungen von der NGO Caminando Fronteras als Ende 2024 rund 10000 Menschen auf dieser Route ergangen.

Ringern um spärliche Ressourcen

„La Restinga ist kein rassistisches Dorf“, meint eine ältere Dame um die 70 Jahre. Ihren Namen will sie nicht nennen, wie so viele hier im Dorf. Sie ist hier aufgewachsen, doch lebt lang schon woanders. Trotzdem demonstriert sie heute mit. „Die humanitäre Hilfe für die Einwanderer muss mit dem Schutz der Bevölkerung von La Restinga vereinbar sein. Die Menschen hier haben Einwanderer willkommen geheißen und ihnen geholfen. Aber das Dorf muss auch geschützt werden.“ Beschützt werden, wovor? Vor der Unzufriedenheit, die im Dorf immer größer wird? Vor den Einschränkungen des gewohnten Lebens? Vor den eigenen Ängsten?

Angste, die sind hier immer wieder zu spüren. Davor, dass wegen der Migrantinnen weniger Reisegäste kommen. Davor, dass die Plätze in der Notaufnahme des Krankenhauses nicht ausreichen, wenn sie mit Geflüchte-

ten belegt ist. Davor, dass die mehr bekommen als man selbst. Die Sorgen im Ort klingen wie jene an vielen anderen Orten in Europa: Menschen, die wenig haben, fürchten, dass diejenigen, die gar nichts haben, ihnen auch noch das Wenige nehmen könnten. Diese Sorgen werden auch dadurch befeuert, dass das Dorf sieht, welche Ressourcen im Hafen zur Rettung der Menschen bereitgestellt werden, erzählt ein Feuerwehrmann Ende 20. „Das nächstgelegene Gesundheitszentrum ist im Nachbarort, das nächste Krankenhaus in der Hauptstadt. Wenn jemand den Notarzt ruft, dauert es sehr lange, bis er kommt. Aber für die Migrantinnen wurde ein 24-Stunden-Bereitschaftsservice im Hafen eingerichtet. Das macht die Menschen im Dorf wütend.“

An vielen Balkangeländern der Ferienwohnungen hängen Neoprenanzüge, die in der Sonne trocknen. Rund um das Dorf liegt eines der besten Tauchgebiete Europas. Viele Menschen in La Restinga leben von den Urlaubserlösen, wie auch auf den anderen kanarischen Inseln. Offizielle Zahlen zu einem Rückgang des Tourismus gibt es nicht. Auch Javier Iglesias, der Apartments vermietet und dem einzigen Bars am Hafen gehören, verdient nicht weniger, seitdem wieder Menschen über die Atlantikroute nach El Hierro kommen. Trotzdem macht er sich Gedanken. Nach einem Bootunglück im Herbst 2024, bei dem unmittelbar Nähe von La Restinga fast 60 Menschen ertranken, sei alles, was sich im Boot befunden hatte, im Hafen herumgeschwommen. „Wir haben Angst vor dem Image, vor den Bildern, die man gesehen hat, von dem Hafen voller Müll.“

Ende Mai 2025 war La Restinga wieder in den Nachrichten: Ein Boot mit 150 Geflüchteten kenterte im Hafenbecken, wenige Meter vom Festland entfernt. Sieben von ihnen wurden tot geborgen. „Ich habe schon viele Cayucos ankommen sehen, aber ein Unfall aus nächster Nähe ist etwas anderes“, erzählt Barbesitzer Iglesias. „Bei dem Unglück im September kamen viele Menschen ums Leben, aber wir haben ihre Gesichter nicht gesehen.“

Am Tag des Unglücks im Mai sei es still gewesen. Geschäfte und Strände geschlossen, erzählt Alejandro Farfán Betas, Kapitän der spanischen Seenotrettung. „Die Menschen sind müde. Und trotzdem sind sie losgezogen, um zu helfen. Wenn etwas passiert, hilft jeder, wir sind Menschen.“ Er selbst habe vier der Leichen aus dem Wasser geborgen, erzählt er. Als alles vorbei war, sei er wortlos nach Hause gegangen. Der Tod der Geflüchteten gehört zur Arbeit der Seenotrettungen. Nun gehört er unbestreitbar auch zur Geschichte des Dorfes.

Der 28. Mai 2025 hat das Dorf verändert. In den Tagen danach: Plötzliche mediale Aufmerksamkeit, Politikerinnen kommen aus dem ganzen Land, um sich ablichten zu lassen, Lösungen zu versprechen. Und tatsächlich, Boote sollen in Zukunft nicht mehr im Hafen, sondern an einem anderen Ort zerlegt werden. Dass zehntausende Menschen sich auf die tödliche Überfahrt nach La Restinga begeben, das lässt sich jedoch nicht so schnell lösen.

Manoel Soares hatte Glück. Er war längst wieder in anderen Regionen Spaniens auf Schiffs unterwegs, als seine Kollegen, die Polizei und die Menschen aus dem Dorf im Hafen von La Restinga sieben ertrunkenen Menschen bargen: Vier Frauen und die drei Kinder Fotomuttia, Mami und Assou. Sie waren so nah dran, am Traum von einem besseren Leben. Stattdessen haben sie hier, an der paradiesischen Außengrenze Europas, nur den Tod gefunden.



Lokaler Protest gegen die Teilsperre des Piers.